

# Die mystische Urkirche

Zum Verständnis der 13. Regel des Ignatius von Loyola

Paul Imhof, München

Wenn Ignatius v. L. in seinem Exerzitienbuch jemandem rät, „... die Aussage des Nächsten mehr zu retten zu suchen, als sie zu verurteilen; und wenn er sie nicht retten kann, erkundige er sich, wie jener sie verstehe ...“ (EB Nr. 22), dann könnte dies für uns auch ein Wink sein, die im Laufe der Kirchengeschichte viel mißbrauchte und mißdeutete 13. Regel positiv zu lesen<sup>1</sup>. Sie lautet: „... von dem Weißen, das ich sehe, glauben, daß es schwarz ist, wenn die hierarchische Kirche es so bestimmt, indem wir glauben, daß zwischen Christus, unserem Herrn, dem Bräutigam, und der Kirche, seiner Braut, der gleiche Geist ist, der uns leitet und lenkt zum Heil unserer Seelen“ (EB Nr. 365).

Um von dieser 13. Regel ein sinnvolles Verständnis zu gewinnen, scheint es unverzichtbar zu sein, hinter der Formulierung eine *Gnadenerfahrung* zu vermuten, wie sie Ignatius v. L. besonders in Manresa geschenkt wurde. Hier erlebte er seine „mystische Urkirche“. Gemeint ist eine mystische Präsenzerfahrung der Gnade Gottes, die sich raumzeitlich sowohl in die Buchstabenwelt von Schwarz und Weiß austextet, wie in das Gefüge von Institution und Amt hinein auslegt. Gerade dort soll nach Ignatius die je größere Liebe Gottes gesucht und gefunden werden. Denn wenn von mystischer Urkirche gesprochen wird, so will damit die Präsenz des Ewigen im Zeitlichen, des Unbegreiflichen im Begreifbaren, des Unbedingten im Bedingten ausgesagt sein. Nicht eine raffinierte dialektische Vermittlung ist dabei angezielt, sondern das Einbrechen des göttlichen Bereiches in unsere Endlichkeit soll gerühmt werden. Welche Perspektiven ergeben sich daraus?

Die 13. Regel läßt sich verstehen als *Fragezeichen der Freiheit* gegenüber jeglichem Festhalten an starren und toten Wissensformen, gegenüber allen noch so eingefleischten ekklesiologischen Vorurteilen, gegenüber jeder eindimensionalen Perspektive. Diese Regel legt nahe, daß im Grunde *jeder* Gegensatz überholt sei. Und Kirche ist dabei der *Ort der Indifferenz* zu allen Gegensätzen!

---

<sup>1</sup> Zum historischen Kontext und zur Situierung der Regel im Gesamtkorpus der Regeln „Zum Fühlen mit der Kirche“ vgl. Werner Löser, *Die Regeln des Ignatius von Loyola zur kirchlichen Gesinnung – ihre historische Aussage und ihre aktuelle Bedeutung*, in: *GuL* 57 (1984) 341–352.

Im Blick auf die Welt hat die Kirche den Auftrag, das Zeichen für mögliche, oft leidvoll ausgehaltene Vermittlung zu sein. Versöhnende Vermittlung aber besagt in unserem Kontext: geschichtlich-reale, nicht nur durch einen „spekulativen Begriff“ erträumte Vermittlung. Das Ernstnehmen der Realität verlangt nach einer *konkreten* Kirche, „die nun einmal eine auch geschichtlich greifbare, institutionelle Größe ist und für mich am konkretesten (und so am härtesten und bittersten) in der römisch-katholischen Kirche gegeben ist“<sup>2</sup>. So pointiert formuliert Karl Rahner, der gewiß um die Sündhaftigkeit in der hierarchischen Kirche wußte – jede Kirche besteht aus Menschen, die nicht immer die heiligsten sind –, in einer fingierten Rede, die er Ignatius v. L. vom Himmel her halten läßt. Die Kirche ist hierarchisch, d. h. im Sinne einer heiligen Herrschaft soll sie „regiert“ werden, gemäß der Weisung Jesu: „Ich aber bin in eurer Mitte wie der Dienende.“ (Lk 22,27) Alle *Dialektik* von Herr und Knecht ist in ihr durchbrochen.

Um die Kernaussage unserer Überlegungen noch einmal zu wiederholen: Anhand der 13. Regel soll nicht ein groß angelegtes Täuschungsmanöver stattfinden, während dessen dem staunenden Zuschauer ein X für ein U vorgemacht bzw. Schwarz zu Weiß erklärt wird. Es geht nicht um ein im Grunde törichtes Anrennen gegen das Nichtwiderspruchsprinzip. Die Sinnaussage ist eine ganze andere: In *Wahrheit* soll erkannt werden, daß im Horizont der Ewigkeit selbst die größten innerweltlichen Gegensätze versöhnbar sind, eingeborgen in die je größere Liebe Gottes. Kraft der Gegenwart des Geistes Gottes gilt es, trotz aller Gegensätzlichkeit je neu Versöhnung zu verkünden, Frieden in der Welt zu stiften. Die Antinomien und Widersprüche der Welt, alle Klassen- und Rassengegensätze besitzen keinen Ewigkeitswert. Inmitten solcher Verhältnisse wird die Alternative Gottes gelebt, die uns solche Antagonismen aufzuheben heißt.

Erst im Licht der Glaubenserkenntnis wird sichtbar, daß die Proportionen von Leben und Tod anders zu deuten sind, als ein alltägliches Bewußtsein es nahezulegen scheint. Meint man normalerweise nicht, im Moment würde man leben, dann käme der Tod und dann – vielleicht das ewige Leben? Die frühe Kirche ist da anderer Überzeugung: „Denn ihr seid *gestorben*, und euer *Leben* ist mit Christus verborgen in Gott.“ (Kol 3,3) Die gegenwärtige Zeit wird als eine Zeit des Sterbens und des Todes gesehen; die Zukunft erst sei die Zeit des Lebens. Will dies nicht sagen, daß Leben und Tod eben nicht zwei Gegenspieler sind, die miteinander im Streit liegen, sondern daß Christus, der König des Lebens,

<sup>2</sup> Karl Rahner u. a., *Ignatius von Loyola*, Freiburg 1978, 38.

gestorben über den Tod regiert? Selbst voneinander Entferntestes, Leben und Tod, ist zusammengehalten. Die Extreme sind versöhnt. Durch die Nacht des Glaubens hindurch fällt das Licht des Auferstandenen in unsere Dunkelheit, so daß man sich mit Angelus Silesius über die Umkehrung aller Verhältnisse wundern kann:

Wer hätte das vermeint? Aus Finsternis kommt's Licht,

Das Leben aus dem Tod, das Etwas aus dem Nicht.<sup>3</sup>

Fragen wir uns nun, ob sich aus den bisherigen Überlegungen noch etwas für den praktischen Umgang mit kirchlichen Texten ergibt. Wann kommt einem Text der Anspruch zu, kirchlich, d. h. recht verstanden mystisch zu sein? Wie sollen wir uns auf inspirierte Texte einlassen, die uns vor allem im Neuen Testament entgegenkommen?

Auf jeden Fall sollen wir *lebendig* damit umgehen. Meist hat ein Text viel mehr zu sagen als das, was man von ihm Schwarz auf Weiß haben möchte. Ihn von vornherein nur auf das zu reduzieren, was Schwarz auf Weiß dasteht, würde ihm seine Sinntiefe rauben. Der Sinn ist gerade das, was im Schwarzen wie im Weißen verborgen und enthüllt ist. Jeder Text, vor dem man meditativ verweilt, besitzt diesen doppelten Charakter, insoweit ihm die Qualität des Mysteriums zukommt.

Für ignatianische Spiritualität ist es typisch, sich entweder in jenen Bereichen eines Textes aufzuhalten, die sich lichten, oder dort zu bleiben, wo sich kein Zugang eröffnet. Nicht interessant ist die Welt der vielen Grautöne. Jene Stellen aber, an denen Trost oder Mißtrost intensiver werden, wo sich das Schweigen, das Nicht-Verstehen, das Dunkle, die Nacht ..., das Schwarze verdichtet oder wo das Wort, das Verstehen, das Helle, der Tag ..., das Weiße aufleuchtet, gelten als Pforten, durch die Gottes Wille transparent wird. Hier neigt sich das lichte-dunkle Geheimnis zu. Und unsere Antwort auf das Wort Gottes? Zeigen wir unsere Zuneigung wie der Priester, der das Evangelienbuch küßt? Denn was von Ewigkeit her verborgen war, ist nun offenbar geworden, hat sich ausbuchstabiert in Raum und Zeit. „Schwarz“ und „Weiß“ sind dabei nur zwei Aspekte von demselben: dem in seiner Kirche fortlebenden Christus. „Wir müssen es für eine einzigartige Gnade halten (und es ist auch so), daß wir vereint sind mit dem mystischen Leib der katholischen Kirche. Denn sie wird lebendig gemacht und geleitet vom Heiligen Geist. Und der gleiche Geist lehrt die Kirche und haucht ihr jegliche Wahrheit ein.“<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Angelus Silesius, *Der Cherubinische Wandersmann* IV, 163, hrsg. von Charles Waldemar, München 1960, 133.

<sup>4</sup> Aus dem Brief des Ignatius v. L. an den Negus; zit. in: Hugo Rahner, *Ignatius von Loyola als Mensch und Theologe*, Freiburg 1964, 386.